

Illustrirtes Unterhaltungs-Blatt



Die Ebersburger.

Eine Geschichte aus alter Zeit von Fritz Nibel (Mainz).

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Herr Gise mochte wohl in den Mienen seines Widersachers, des Ritters Heinz von Ebersburg, etwas wie Unglauben lesen, denn immer noch gereizt von dem vorherigen Wortwechsel stieß er ärgerlich hervor:

„Glaubst du mir etwa nicht, daß alles so geschehen?“

Mit spöttischem Lächeln erwiderte ihm der Gefragte: „Ich glaube dir recht gerne, daß du einen Vären gebunden hast! Doch wollen wir darob nicht weiter streiten und, anstatt Jagdgeschichten zu erzählen, jetzt zu Räte gehen, wo wir uns zuerst dem Kriegsvolk Fußfassen stellen. Ich denke, daß wir sie ins Gebirge loden!“

„Ach, so laß doch jetzt das Plänemachen, Heinz! rief einer der Ritter, Herr Eberhard von Spala, über den Tisch herüber.

„Kommt Zeit, kommt Rat! — Jetzt laßt uns fröhlich sein beim Weine — wer weiß, wie lange wir's noch können! Den fremden Gaultler rufe uns herein, der Einkehr heute auf der Burg gehalten, daß er mit seinen Rünsten uns ergötze! Als ich zum Tore einritt, hörte ich ihn ein Liedlein in der Anapenstube singen. Der Schelm singt fürwahr gleich einer Nachtigall!“

„Der Gaultler soll herbei, jawohl!“ riefen jetzt mehrere Stimmen durcheinander. „Zum Kriegsrat haben wir ja noch lange Zeit!“

Johlend stimmte die ganze Versammlung ein.

„Wenn ihr es denn nicht anders haben wollt — in Gottes Namen denn!“ sagte Herr Albrecht von Ebersburg und gebot dem in der Nähe stehenden Burgvogt, den Fremden in den Palas zu holen.

Der Vogt entfernte sich und kehrte gleich darauf mit einem schwarzhaarigen Gesellen zurück, dessen buntfarbige Kleidung und ganzes Äußere darauf hindeutete, daß er zu jenem fahrenden Volk gehörte, das, aus dem Morgenlande stammend, die Lande unsiet durchzog und mit Gesang, Spiel, Wahrsagerei und allerlei Gaulterkünsten seinen Unterhalt erwarb.

Der Eingetretene war ein schlanker Bursche mit gebräuntem Gesicht und langwallenden schwarzen Haaren, die in seltsamem Gegensatz zu seinen tiefblauen Augen standen. Über der Schulter trug er an einem grellroten Band eine Handharfe, sowie an einem Riemen eine große Ledertasche, die wohl das Handwerkszeug für seine Gaulterkünste enthielt.

Neugierig betrachteten die Ritter den Fahrenden, der sich mit über der Brust gekreuzten Armen ehrerbietig verneigte und die Versammelten in den eigentümlichen Kehllauten seiner Rasse mit den Worten begrüßte:

„Heil euch, ihr edlen, tapferen Ritter — möge euer Tag ein gesegneter sein! Mir schwillt das Herz vor Stolz, daß es mir vergönnet ist, vor solchem Kreis von Helden meine Kunst zu zeigen! In Demut harre ich eurer Gebote!“

„Laß hören, mit welchen Rünsten du uns ergötzen willst, Geselle!“ sagte Herr Albrecht von Ebersburg.

„Mir ist die Gabe des Gesangs verliehen, o edler Herr, so daß ich es vermag, mit Lied und Leich die Stunden zu verkürzen. Von hohen Meistern meines Volkes ward ich geheime Kunst gelehrt, so daß der Zukunft Schleier deutlich ich durchschauen kann, und das Schicksal jedem Sterblichen zu künden, wie in den Sternen es geschrieben steht.“

„Dann bist du ja ein Teufelsknecht, bei Gott!“ rief Heinz von Ebersburg. „Doch wer verbürgt uns die Wahrheit dessen, was du prophezeiest?“

Mit einem durchdringenden Blick sah der Gefragte den Sprecher an und erwiderte langsam:

„Ihr seid mir fremd, o edler Herr, doch wenn ich den allwissenden Geist befrage, der dienstbar mich umschwebt, dann kündet er mir eure Vergangenheit und Zukunft. Fragt mich nach der Vergangenheit — ich vermag sie gleich der Zukunft zu enthüllen!“

„Postausend! So sag mir an, wann ich das Licht der Welt erblicke — verkünde mir, was ich in meinen jungen Jahren trieb. Vermagst du das, will getrost ich glauben, daß du auch meine Zukunft deuten kannst!“

Der Gaultler legte einige Augenblicke lang die Rechte auf



Die Teufelslanzel bei Aufsteigen. (Mit Text.)

die Stürne, beschrieb sodann mit dem Zeigefinger einen Kreis in der Luft und nahm, starr auf den Frager blickend, mit vorgeneigtem Oberkörper die Stellung eines Laufschenden an. Sodann sagte er mit hohler, eintöniger Stimme:

„Im Jahre des Heils 1246 wurdet Ihr geboren, o edler Herr; Frau Irmgard hieß Eure edle Mutter. Ein jeder Bube seid Ihr stets gewesen, habt Euch im Wald und auf der Heide gern getummelt. Kein Rofs war Euch zu wild, kein Baum zu hoch — Ihr klettertet sie besteigen. Doch seh' ich Euch auch neben dem schwarzlodigen Gefährten im trauten Winkel, alten Mären lauschend, sitzen. Und jetzt — es trübt sich Euer Bild — ein zehrend Feuer loht aus Euren Augen und nach verbotnen Früchten trachtet Ihr! Der Freundschaft Bande reißen jäh — ich sehe Schwerter blitzen —“

Mit wachsendem Erstaunen hatte Heinz von Ebersburg den Worten des Gaußlers gelauscht; jetzt unterbrach er ihn heftig:

„Genug davon, halt ein, halt ein — mehr begehre ich von der Vergangenheit nicht zu wissen! Jetzt künde mir die Zukunft!“

„Die Zukunft ist so dunkel wie die Nacht, o edler Herr. Ihr Wesen läßt sich erst ergründen, wenn der Strahlenschein des Sonnengottes Dmütz von dem Firmamente schwindet, — wenn Ahriman sein Herrscheramt beginnt. Wenn Helate, die Schredliche, auf ihrer Bahn durch Sternenmeere wandelt, dann ist die Zeit zur Weissagung gekommen!“

„Straf' mich Gott — der Schelm schwacht Zeug, daß einem Christenmenschen grausen kann!“ rief Herr Gise von Steinau. „Und macht dabei ein Jammergehst, als hätte ihn Freund Klapperbein beim Kragen. Gebt ihm einen Becher Wein zu trinken, laßt ihn singen! Wenn seine bösen Geister, der Baldrian und die Helate, oder wie sie heißen — der Teufel behalte die verräthten Namen — wenn die angehäufelt kommen, dann mag er weissagen, soviel Ihr wollt!“

Von Gelächter begleiteter Beifall der Ritter ließ erkennen, daß alle mit Herrn Gise von Steinau einverstanden waren.

Der Fahrende warf einen fragenden Blick auf die Herren der Burg, und als der älteste Bruder, Herr Albrecht, ihm zustimmend winkte, löste er die Harfe von der Schulter und ließ die Saiten erklingen. Dann begann er eine schwermütige Weise zu spielen und fiel mit glodenheller Stimme ein:

„Ich hab' ein Aug' erschauet, Ein Auge mit lieblichem Strahl, Der drang mir tief in das Herze Zu wonnigjam-seliger Dual. Ich hab' ein Aug' erschauet, So düster, glühend und wild — Da war entchwunden das Sehnen Nach jenem Engelsgebild.“	Von schwellenden Rosenlippen Hab' ich, von der Falschen betört, Verwundenes Gist getrunken, Das würgend das Herz mit verzehrt. Nun ist mir's im Herzen so öde, Erlöschen die flammende Blut, Verwirrt durch die eigene Fehle Der Frieden, das köstlichste Gut.“
--	--

Und könnt' ich Vergebung noch finden,
Die Blume so lieblich und rein —
Ein einjames Grab liegt im Walde —
Vorüber — es sollte nicht sein!“

Mit einem klagenden Akkord schloß der Sang, der vor einem weniger rohen Zuhörerkreis wohl Beifall gefunden hätte, hier aber nur Enttäuschung hervorrief, die sich auf allen Gesichtern malte. Nur die im Hintergrunde der Halle stehende junge Frau, die, wohl gelodt von den Saitenklängen, während des Liedes eingetreten war, schien ergriffen zu sein, denn beifällig nickte sie mit dem blonden Haupte, doch gab sie ihren Empfindungen nicht mit Worten Ausdruck, sondern ließ sich geräuschlos auf der an der Wand umlaufenden Polsterbank nieder, als hege sie die Absicht, den weiteren Darbietungen des Sängers zu lauschen.

Herr Gise von Steinau aber rief grölhend:

„Scher dich zum Fenster mit solch traurigem Geplärr! Ist das ein Sang für wadre Reiterleute? Wir wollen fröhlich sein, doch nicht bei vollem Becher Trübsal blasen! Sing uns ein Schelmenlied, ein Liedlein, über das man weiblich lachen kann!“

Ehrfurchtsvoll verneigte sich der Gescholtene gegen den Sprecher und sagte untertänig:

„Wie Ihr gebietet, edler Herr! So höret denn den Sang vom Ritter Dietrich und seiner bösen Sieben.“

Und der Harfe ein lebhaftes Vorspiel entlodend, begann er:

„Herr Dietrich war im ganzen Land Als tapftrer Rade wohl bekannt; Vor seinem guten Schwerte Sant jeder Feind zur Erde. Nichts auf dem weiten Erdenrund Ihn zittern ließ und schreden kunnt; Nur eine wußt' zu zwingen, Den Held in allen Dingen. Das war sein Weib, die Edeltraut, Mit ihrer Zunge scharf und laut; Wenn die begann zu schmälen, Kußt' er die Flucht erwählen.“	Doch trieb sie es ihm gar zu toll, Dann trank er sich des Weines voll, Und hatte für den Drachen Nur Spott und Hohn und Lachen. Da ließ zu einer guten Trist Frau Edeltraut mit Frauenlist Den Schlüssel zu den Gränden Des Weingewölbs verschwinden. Und gab dem durst'gen Held zum Graus Den Schlüssel nimmermehr heraus; So daß der arme Gatte Zum Trunk nur Wasser hatte.“
--	---

Selbst als sie zu der Tante ritt,
Nahm sie den Kellerschlüssel mit;
Doch diese Weibertüde,
Sie ward dem Held zum Glücke.

Denn Ritter Kurt, der grimmigste Feind
Herr Dietrichs, hatt' es böß gemeint,
Als er den Weg zur Tante
Der Edeltraut verränte.

Gefangen schleppt er sie samt Rofs
Nach auf sein feiles Fesselschloß,
Und tief vor Freuden eitel:
Jetzt, Dietrich, zieh den Beutel!

Nahm mit Gewalt zur selben Stund
Frau Edeltraut den Schlüsselbund,
Tat ihn zu Dietrichs Händen
Durch einen Knappen senden.

Und dies war seiner Botenschaft Laut:
Ich fing dein Weib, die Edeltraut;
Du sollst das holde Wesen
Mit Gold nun von mir lösen.

Drum send' ich dir die Schlüssel zu;
Sperre' auf die schwere Eisenthür,
Um tausend, ohne Gramen,
Goldgulden draus zu nehmen.

Da lacht Herr Dietrich laut und hell,
Und sprach zum Boten: Gutgesell,
Dein Rofs leut' heimwärts wieder
Und künde dem Gebieter:

Der alte Spahn und grimmige Streit
Sei ausgelöscht für alle Zeit,
Weil er so edel denket
Und mir die Schlüssel schenket.

Doch mach' ich eines zum Beding:
Weil glücklich er mein Hauskreuz fing
— Sag es getreu dem Alten —
Soll er es auch behalten.“

Brüllender Beifall und johlendes Gelächter lohnten den Sänger, als dieser geendet, und Herr Gise von Steinau rief:

„Das ist ein ander Korn — das lob ich mir! O gäb' es doch recht viele so wadre Ritter wie jenen Kurt!“

„Auf daß sie dich von meines Hauses Drachen erlösten — nicht wahr, Gise?“ fiel einer der Anwesenden lachend ein.

Herr Gise, anstatt von diesem bösen Scherz gekränkt zu sein, nickte nur schwermütig mit dem Haupte und langte nach seinem gefüllten Becher, indes die anderen den Sänger aufforderten, nunmehr auch seine sonstigen Künste zu zeigen.

Sich tief verneigend öffnete der Fahrende die Ledertasche und entnahm derselben die verschiedenartigsten Gegenstände — Töpfe, Phiolen, Dolche, Stride, Kugeln und anderes —, die er auf einem von den Dienern herbeigebrachten Tische ausbreitete. Dann begann er in raschem Wechsel seine Gauklerkünste, zog sich bunte Bänder aus dem Munde und aus den Ohren hervor, stieß sich anscheinend einen blitzenden Dolch in die Brust und zog urplötzlich einen Feuerbrand aus einem Topfe, um ihn zu verschlingen. Er verfehlte nicht, mit diesen und anderen Kunststücken die Anwesenden in Erstaunen zu versetzen und erntete auch brausenden Beifall, doch war man wohl auf seltsamere Dinge gefaßt gewesen, denn hier und da flüsterte einer der Zuschauer dem anderen zu, daß derartige Kunstfertigkeiten von vielen Fahrenden geübt würden. Das tat aber der allgemeinen Aufmerksamkeit an dem selten gebotenen Schauspiel keinen Abbruch, und mit atemloser Spannung folgte man den Darbietungen des Gaußlers, bis die Dämmerung hereinbrach und einer der Ebersburger den Dienern befahl, die Kerzen an dem eisernen Kronleuchter zu entzünden. Dagegen erhob jedoch der Zauberünstler ehrerbietig Einspruch, indem er erklärte:

„Nur unter den Schleiern des Dunkels vermag ich meine größten Künste zu zeigen, o edle Herren, denn die mir gehoramen Geister scheuen die Helle. Mit meinen Zauberflammen ruf ich sie herbei, mit Flammen, die aus reinem Wasser, dem feuerfeindlichen Elemente, lodern. Erst wenn das Wasser flammt, dann schweben sie, zu jedem Dienste untertänig, um mein Haupt!“

Hiermit nahm der Sprecher eine metallene Schale und ein weitbauchiges Krüglein, trat an das Fenster und goß eine wasserhelle Flüssigkeit in das Gefäß, wie die Zuschauer bei dem letzten Tageslicht sehen konnten. In den Hintergrund der Halle zurücktretend, wo bereits Dunkel herrschte, stellte der Gaußler sodann die Schale auf einen Dreifuß und umschritt diesen mit langsamen Schritten neunmal, dabei unverständliche Laute hervorstoßend und mit einem Stabe weite Kreise in der Luft beschreibend. Nach dem neunten Umgang trat er vor das nach der Werkzeugung der Zuschauer mit Wasser gefüllte Gefäß, das durch seine Gestalt vollständig verborgen ward, und rief mit hohler Stimme:

Kommt an, kommt an aus Tiefen der Erde,
Aus lustigen Höhen ihr mächtigen Geister,
Seid untertan zu dieser Stund' den zaubrischen Kräften,
Gehorham dem Meister!“

Als der Beschwörer von dem Dreifuß hinwegtrat, sah man aus der Schale blaue Flammen emporzüngeln, die einen zitternden Schein auf die weiße Wand des Hintergrundes warfen, während seltsame Töne, bald Rasseln und Mirren, Quiden und Winkeln, bald leise Glodenschläge erklangen. Wieder beschrieb der Gaußler mit dem Stabe einen Kreis in der Luft; die Töne verstummten, und eine Stimme wie aus weiter Ferne rief:

„Die Geister sind gewillt, dem Zauberstabe zu gehorchen!“ Atemlose Stille herrschte in dem Saume, und geheimes Grauen überfiele die Zuschauer, als sie gewahrten, wie der Gaußler einen dunklen, an einem langen Stabe befestigten Gegenstand ergriff und denselben vor den Dreifuß stellte. Die blaue

und materielle Verfeinerung eine gewisse Schönheit möglich sei, daß dieser schlichte Mann und diese schlichte Frau in ihrer erprobten Liebe die besten Gaben des Lebens erhalten hatten.

Journalistenkniffe.

Heutzutage, wo die Zeitungen einander so scharfe Konkurrenz machen und sich in der Sucht, sensationelle Vorkommnisse in möglichster Schnelle und padender Darstellung ihrem Leserkreis zu schildern, zu überbieten suchen, müssen die Vertreter der „Siebenten Großmacht“ sehr raffiniert zu Werke gehen, wenn sie sich für ihre Zeitung eine interessante Neuigkeit sichern wollen.

Man erzählt, daß, als man sich einst bei dem verstorbenen König von England über die Dreistigkeit gewisser Journalisten beschwert hatte, Seine Majestät lachend geantwortet habe: „Laßt die Herren nur gewähren. Schließt man ihnen die Tür, so kommen sie durch den Schornstein herein.“

Tatsache ist es, daß der Reporter seinen Scharfsinn oft auf äußerste anstrengen muß, nicht allein, um die Nachricht, an deren Erlangung ihm so viel liegt, zu erhalten, sondern auch, um sie an Ort und Stelle zu befördern.

Während des letzten Burenkrieges wurden alle möglichen Schliche und Kniffe angewandt, um die Wachsamkeit der Pressensur zu täuschen. Gegen Ende des Feldzuges wetteiferten die Zeitungen miteinander, als erste die willkommenen Nachricht des Friedensschlusses zu bringen, denn im Volke wollte man den Frieden, und stündlich erwartete man mit Sehnsucht die Nachricht von der Beendigung des Krieges.

Der sehr geschickte Kriegskorrespondent Mr. Edgar Wallace hatte die Ehre, als erster seiner Zeitung die willkommenen Nachricht melden zu dürfen. Er mußte dabei viel List entfalten, um die aufmerksame Zensur zu täuschen. Sein Kabelgramm hatte die Form einer unschuldigen, geschäftlichen Nachricht. Als er an dem Friedensschlusse nicht mehr zweifeln konnte, telegraphierte er seiner Zeitung: „Habe für Sie 1000 Randaktien gekauft.“ Wären die Verhandlungen gescheitert, so hätte er sich folgendermaßen ausgedrückt: „Habe für Sie 1000 Randaktien verkauft.“

Zu ähnlichen Kniffen hatte er seine Zuflucht nehmen müssen, um seine Nachricht zu erhalten. Das war keine so leichte Sache. Die Friedensunterhandlungen wurden in einiger Entfernung von Johannesburg geführt, und allen Zeitungskorrespondenten war es streng verboten, sich an jenem Orte bliden zu lassen. Und doch, mochte es kosten, was es wolle, man mußte sich unter allen Umständen in den Besitz der wertvollen Kunde setzen.

Der schlaue Mr. Wallace verfiel auf den Gedanken, sich durch einen auf Posten befindlichen Soldaten seine Informationen zu beschaffen. War es unbedingt sicher, daß die Verhandlungen zum Frieden führen würden, so sollte ihm der Soldat mit einem weißen Taschentuche winken; wurden die Verhandlungen vertagt, so sollte der Posten ein blaues Taschentuch benutzen, und drohte ein Abbruch der Verhandlungen, so war das Zeichen mit einem roten Taschentuche zu geben.

Auf diese Art kam die Nachricht von dem abgeschlossenen Kriege ohne geringstes Verzögern nach England. —

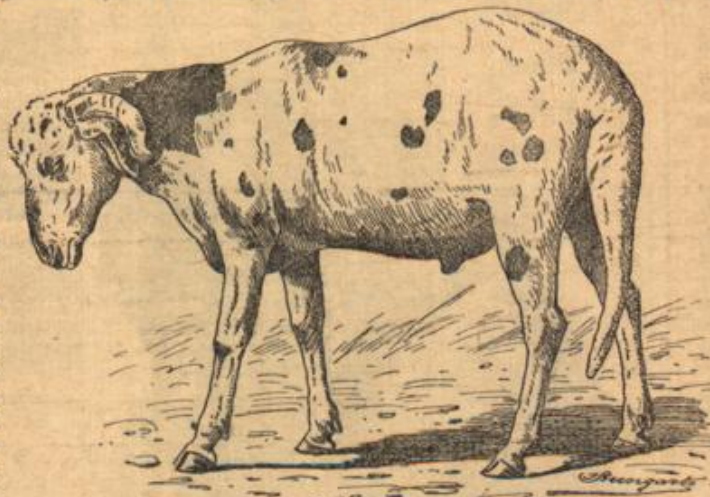
Mr. Bennett Burleigh, der als Kriegskorrespondent für den „Daily Telegraph“ tätig war, kandelte an dem Tage des Friedensschlusses nur das eine Wort an seine Zeitung: „Pflinggrüße“. In der Redaktion verursachte dieses rätselhafte Telegramm viel Kopfzerbrechen, bis einer der Redakteure darauf versiel, das Evangelium für Pflingsten nachzuschlagen. Dort heißt es: „Frieden lasse ich euch; meinen Frieden gebe ich euch.“ Damit war der Inhalt des Telegramms erklärt. Sein nächstes Kabeltelegramm ließ an der Richtigkeit dieser Auslegung keinen Zweifel, denn es lautete: „Komme zurück!“ —

Als vor etwa zwölf Jahren die Burengenerale London besuchten, waren alle größeren Zeitungen bemüht, sie zu „interviewen“. Die Herren hatten aber ebenso höflich als kategorisch erklärt, daß sie nicht „interviewt“ zu werden wünschten. Ein findiger Reporter, der in Erfahrung gebracht hatte, daß einer der Generale einen renommierten Schneider im Westend von London besuchen wollte, um sich dort einen Anzug zu bestellen, begab sich sofort in das betreffende Atelier, und es gelang ihm

auch, von dem Inhaber die Erlaubnis zu erwirken, dem hervorragenden Kunden Maß nehmen zu dürfen. Die Folge war, daß seine Zeitung einen ausführlichen Bericht bringen konnte.

Eine hübsche Geschichte wird auch von einem französischen Journalisten erzählt, der für seine Zeitung Emile Zola interviewen sollte. Es war gerade die Zeit, als die Affäre Dreyfus in aller Munde war, und der Verfasser des „Germinal“ hatte es auf das entschiedenste abgelehnt, sich auszuordnen zu lassen. Der Journalist war aber schlauer als Zola, der ohne Bedenken in die Falle ging, die dieser ihm stellte. Mit einer bewundernswerten Dreistigkeit bewog der Reporter Zolas Dienstmädchen, sie möchte doch ihrem Herrn melden, daß sein Freund François Coppée in den letzten Zügen liege. Auf diese Nachricht kam rasch Zola an die Tür, um Näheres zu erfahren. Jetzt bat der Journalist um Entschuldigung, und nachdem sich Zolas Zorn befänstigt hatte, mußte er selbst über diese List lachen und belohnte den findigen Zeitungsschreiber durch Mitteilung der Nachrichten, die dieser so gern haben wollte.

A. Cassirer.



Herero-Schaf. Von J. Bunganq. (Mit Text.)

Gemälde und Münzen.

Der durch seine Sonderbarkeiten bekannte Helmsiedter Professor Jakob Veireis hatte bei seinen adeptischen Versuchen einige chemische Stoffe entdeckt, so z. B. eine Scharlachfarbe, die von ihm sorgfältig geheimgehalten wurden und ihn schon in verhältnismäßig jungen Jahren zum reichen Manne machten. Seinen Reichtum benutzte er dazu, allerhand mehr oder minder wertvolle Sammlungen von Natur- und Kunstschätzen, sowie eine wertvolle Bibliothek anzulegen. Bekannt war

sein Diamant, größer als ein Hühnerrei, den angeblich der Kaiser von China bei ihm versteckt habe, den er aber Kennern nie zeigte und der sich nach seinem Tode nicht vorfand, und wahrscheinlich ein Topas war. Am berühmtesten war seine Automatenammlung mit dem Baucanonschen „Flötenspieler“, der „fressenden Ente“ u. a. Zu erwähnen sind auch seine eigens von Lieberkühn injizierten anatomischen Präparate, physikalische Instrumente von Otto von Guericke, und viele andere Seltenheiten; die mathematischen, physikalischen und astronomischen Instrumente vermachte er testamentarisch der Universität Helmsiedt. Besonders sammelte er Mineralien und Edelsteine, Gemälde, Münzen, Käfer und Schmetterlinge, sowie alles antiquarisch Wertwürgige.

Zu Helmsiedt lebte damals der Antiquitätenhändler Bern, der die Sammlungen des Professors durch manches wertvolle Stück bereichert hatte. Einst kam Bern zu Veireis und bot ihm eine Silbermünze aus der Zeit des römischen Kaisers Marcus Aurelius an. Die Münze war ganz abgeglättet, und man bemerkte nur die Buchstabenverbindungen Mar und ur, sowie die Umrisse eines Kopfes. Professor Veireis holte die Münzen hervor, die er bereits aus der Marc-Aurel-Zeit besaß, und es stellte sich heraus, daß darunter keine von der Gestalt und Größe der angebotenen Münze sei. Bern stellte den Preis für dieselbe ziemlich hoch, so daß Veireis sich nicht sofort entschließen konnte, sie zu kaufen. Er sagte, er wolle sich die Sache noch überlegen. Bern sollte am nächsten Tage wiederkommen.

Der Kunsthändler kam denn auch zur bestimmten Zeit, und nun machte ihm Veireis den Vorschlag, er wolle die Münze gegen ein wertvolles Gemälde von Rembrandt eintauschen. Bern horchte hoch auf. Das war mehr als er erhofft hatte. Jedoch kannte er die zu Scherzen aufgelegte Natur des Professors zu gut und bat daher, ihm das Gemälde zu zeigen. Mit großem Ernst brachte Veireis ein kleines, schlecht gemaltes Bild, welches den Brand eines Schlosses darstellte, aus dem einige weibliche Gestalten fliehend herauseilten. In einer Ecke stand der Name „Rembrandt“.

Der Kunsthändler betrachtete das Gemälde sehr aufmerksam und sagte dann: „Mit diesem Gemälde hat man Sie betrogen. Die Inschrift in der Ecke hieß ursprünglich „Harembraut“. Man hat das „Ha“ austradiert, ein „t“ hinzugefügt und so aus dem Titel des Bildes den Namen des berühmten Malers gemacht.“

„Und mit Ihrer Münze“, erwiderte Veireis lächelnd, „sind Sie ebenfalls betrogen. Die Münze ist eine Mark Hamburgisch. Von der Mark ist das „Mar“, von Hamburg das „ur“ stehen geblieben.“

Seit dieser Zeit hat keiner der beiden Kunstkennner den andern zu überlisten versucht.

Max Gluck.

„Ja, liebendes Kind, es ist wahr, ich habe euch allen hier damals eine kleine Komödie vorgespielt, aber nicht ich hatte sie beabsichtigt, sondern sie wurde mit hier geradezu aufgezwungen; irgendein Spatzvogel muß jene erste Nachricht über mein Vorleben hier verbreitet haben, und als ich ankam und sah, mit welchem Interesse man darauf wartete, meine Abenteuer kennen zu lernen, da gab es für mich kein Zurück mehr, wenn ich nicht meine Stellung preisgeben wollte, da fabelte ich eben tapfer drauf los, bis ich alle Welt von meiner Abenteuererei überzeugt hatte. Man wollte es ja so haben.“

hatte, aber sie war doch klug genug, sich mit keinem Wort zu verraten. Als der Freund wieder abgereist war, stellte sie ihren Mann zur Rede, was an der ganzen Sache nun eigentlich wahr sei.

Und da antwortete der gute Fritz mit einem etwas verlegenen Lächeln: „Ja, liebes Kind, es ist wahr, ich habe euch allen hier damals eine kleine Komödie vorgespielt, aber nicht ich hatte sie beabsichtigt, sondern sie wurde mit hier geradezu aufgezwungen; irgendein Spatzvogel muß jene erste Nachricht über mein Vorleben hier verbreitet haben, und als ich ankam und sah, mit welchem Interesse man darauf wartete, meine Abenteuer kennen zu lernen, da gab es für mich kein Zurück mehr, wenn ich nicht meine Stellung preisgeben wollte, da fabelte ich eben tapfer drauf los, bis ich alle Welt von meiner Abenteuererei überzeugt hatte. Man wollte es ja so haben.“

Schweigend sah die junge Frau vor sich nieder.

Fritz aber sprach schnell weiter: „Und nun, mein Schatz, lassen wir das Geschehene vergessen sein und freuen uns, daß wir beide uns so gefunden haben und dadurch glücklich geworden sind!“ Damit umfaßte und küßte er sie.

Die junge Frau mußte sich natürlich darein finden, aber auch sie hatte das Geheimnis ihres Gatten treu bewahrt, weil sie ein- sah, daß er recht hatte: Die Welt wollte eben getäuscht sein.

Eines aber hat sich von nun an doch geändert in dem Haus- wesen des Doktors — jetzt ließ sich die kluge, energische Frau nicht mehr imponieren durch die sogenannten Erfahrungen ihres Mannes, jetzt setzte sie, wenn es darauf ankam, ihren Willen durch, was der gute Fritz wohl oder übel auch geschehen lassen mußte.

Die Nachbarn aber, die diese Änderung gar bald merkten, sagten dazu nur: „Da kann man doch wieder sehen, wie selbst der tollste Mann zahm wird, sobald er geheiratet hat.“

Der Bäuerin Porträt.

Nach dem Norwegischen von Hans Gänther.

(Nachdruck verboten.)

Franz Ebing flog auf seinem Zweirade über die sonnige Landstraße. Dort hinten schimmerten ein paar helle Häuser, die wohl schon zu dem Bauerngut gehörten, dem er zu- steuerte. Er lachte verstohlen in sich hinein, als er des Briefes gedachte, der ihn hierher berief:

Lieber Herr Malermeister!

Kommen Sie morgen vormittag auf meinen Hof in Briesen, Sie sollen meine Frau malen, und wenn es auch dreihundert Mark kostet.

Ihr ergebener K. Lang.

Noch nie hatte der bekannte junge Maler Ebing einen so naiven Auftrag bekommen. Er war auch im Begriff gewesen, den plumpen Antrag, der ihm überdies wenig verlockend erschien, sofort abzulehnen, doch da fiel ihm ein, daß er schon gar zu lange Ferien gemacht hatte und daß seine Börse einer kleinen Auf- besserung dringend bedurfte, und er entschloß sich, „mal unter die Bauern zu gehen“, wie er zu seinem Freunde spöttisch sagte.

Er hatte recht gesehen, jene Häuser gehörten zu Langs Bauern- gut. Das erste und gleichzeitig größte war wohl das Wohnhaus des Besitzers. Ein gelbes Gebäude mit flaschengrünen Fenster- läden; die Scheunen dahinter lufserrot; ein weißes Staket um einen wilden, alten Garten mit großen, bunten Blumen. Wie jammervoll häßlich ist das alles, dachte Ebing, was für ein Bild werde ich malen müssen, um diesem Geschmad gerecht zu werden?

Am Eingang zur Scheune stand ein alter Mann mit grauem Kopf und Bart und sprach mit einem Knecht. Ebing sprang von seinem Rade und fragte ihn, wo Herr Lang wohne.

„Hier“, antwortete der Alte und sah den jungen Mann scharf an. „Was wünschen Sie von ihm? Er steht vor Ihnen.“

Als Ebing seinen Namen nannte, klärte sich das ernste, durch- furchte Gesicht des Bauern auf.

„Hat meine Frau doch gleich gesagt, daß Sie kommen werden, aber ich hab's nicht geglaubt. Es ist immer verkehrt, wenn ich ihr nicht glaube. Kommen Sie nur mit mir.“ Und ein kräftiger Handschlag folgte.

Auf dem Wege zum Hause erzählte er dem jungen Maler, daß er sich schon lange ein gutes Bild von seiner Frau gewünscht habe, und nun habe er in einer illustrierten Zeitschrift, aus der er abends seiner Frau vorzulesen pflege, ein Bild von Herrn Ebing gesehen. „Lühe auf der Weide“, das habe ihm so gut ge- fallen, daß er gleich gesagt habe, der und kein anderer dürfe seine Frau malen, das ist der Rechte! Das Geld habe er auch schon parat gelegt. Dann führte er den Gast in ein großes Zim- mer und ließ ihn allein, um seine Frau zu holen.

Ebing sah sich in der „guten Stube“, um, deren Tapeten, Möbel und Dedeln die ganze Farbenskala enthielten; er konnte sich eines spöttischen Lächelns nicht erwehren.

Da hörte er langsame Schritte, und die Bäuerin trat ein, eine

große Frau mit grauem Haar, hager und runzelig. Sie hatte sich gepunkt, um dem Maler zu sitzen, hatte ihr seidenes Kleid angezogen und eine schwarze Perlenkette um den mageren Hals gelegt. Aber Ebings Spott verstummte — diese Frau war blind.

Und ein tiefes Mitleid erfaßte ihn. Mit geschlossenen Augen kam sie auf ihn zu und reichte ihm die Hand. Mit der andern stützte sie sich auf einen Stod. Sie sprach leise und einförmig.

„Es ist schön von Ihnen, daß Sie zu uns gekommen sind, Herr Ebing.“

Welche große Traurigkeit kann in dem Antlitz einer Bäuerin liegen, dachte der junge Maler, und setzte ihr ehrfurchtsvoll einen Stuhl zurecht.

„Ich soll Sie also malen, Frau Lang?“ fragte er.

Sie errötete leicht. „Ist das nicht lächerlich?“ entschuldigte sie sich. „Aber mein Mann will es durchaus. Er gibt nicht nach, schon seitdem ich photographiert bin; es war ein großes Bild, und sie sagen alle, daß es sehr gut ist, aber er ist nicht zufrieden damit. Ein richtiger Künstler soll dich malen, Mutter“, sagt er. Und wenn Sie Augen auf das Bild malen würden, dann wäre er Ihnen noch dankbarer und würde Ihnen extra dafür bezahlen. Vielleicht könnten Sie die Photographie meines Sohnes dort drüben benutzen; der hatte meine Augen. Wäre das sehr schwer?“

„Durchaus nicht“, antwortete Ebing mit bewegter Stimme; er schämte sich seiner selbst und der Gedanken, mit denen er hierher gekommen war.

„Ich verstehe so gut“, fuhr die alte Frau fort, „daß es einem jungen Mann komisch vorkommen muß, eine blinde, alte Frau zu malen; aber für meinen Mann ist es nicht komisch. Er wünscht es sich so sehr. Er ist der beste Mann, den es auf der Welt gibt, er denkt immer nur an mich. Obgleich ich gar nicht spielen kann, hat er mir das Klavier hier gekauft, nur weil ich so gerne spielen höre, und der Küster oder des Pastors Tochter mir manchmal etwas vorspielen können. Und wenn solch ein junger Mann wie Sie es auch nicht versteht, wird es doch ein Trost für ihn sein, ein Bild von mir zu haben. Ich dachte mir gleich, daß Sie es komisch finden werden, und darum bin ich rasch vor ihm her- gekommen, damit Sie nicht etwas zu ihm sagen, was ihn kränken könnte — daß es lächerlich ist oder so etwas. Er hält so viel von Ihnen und ist so froh, Sie hier zu haben, daß ich traurig wäre, wenn es eine Enttäuschung für ihn werden sollte.“

„Aber es ist ja die natürlichste Sache von der Welt, daß er gern ein Bild von Ihnen besitzen möchte“, warf Ebing ein.

„Ja, doch junge Menschen sehen das vielleicht nicht ein“, antwortete sie. „Die glauben immer, sie wissen alles, aber sie wissen doch nicht, wie es ist, wenn Menschen zusammen gelitten haben. Ich wußte auch erst, was mein Mann mir war, als ich mein einziges Kind verlor. Wenn ich dann in der Nacht auf- wachte und vergeblich das kleine Bett neben mir suchte, dann war er es, der mich tröstete. Sehen Sie Erichs Bild dort unter dem Blumenkrenz?“

„Ein hübscher Knabe“, sagte Ebing.

„Ja. Er ist ertrunken. Er hat mit anderen am Fluß unten gespielt, und einer fiel ins Wasser, da sprang mein Junge nach, aber sie ertranken beide. Er war ein gutes Kind und immer der Erste in der Klasse. Das haben Vater und ich alles zusammen durchgemacht. Dann wurde ich blind, und nun war es, als wolle er mit meinen Zungen und meine Augen erleben und alles für mich sein. Und das ist er auch geworden. Sehen Sie, ich bin alt und häßlich und blind und verkrümmt, aber das sieht er alles nicht. Verstehen Sie das nun?“

„Ja, ich verstehe“, sagte Ebing leise. „Und ich danke Ihnen, daß Sie so offen mit mir gesprochen haben, denn nun erst werde ich ein gutes Bild von Ihnen malen können. Und nun möchte ich gern zwei Bilder von Ihnen machen, ein Brustbild und eines im Gartenstuhl draußen.“

„Ja, aber“, sagte sie verlegen, „das wird zu teuer werden, und wozu auch.“

„Ich möchte es so gern, es soll Sie nichts kosten. Dreihundert Mark sind genug — ich wünschte, ich könnte es umsonst machen.“

„Dreihundert Mark! Ist es möglich? Für ein Bild von mir!“ Sie errötete plötzlich wie ein junges Mädchen. In diesem Augenblick kam ihr Mann herein.

„Vater“, rief sie, „wirst du wirklich dreihundert Mark für ein Bild von mir ausgeben?“

„Ja, siehst du, Mutter, es gibt keine größeren Narren als die alten Narren“, sagte er munter.

Und als die alte Frau das blickende Antlitz der Stimme ihres Mannes zuwandte und dieser sie ansah, senkte Ebing den Kopf.

Den ganzen Tag saß der junge Maler bei seinen Skizzen, und da er abends zurückfuhr, wußte er, daß er seine beste Arbeit geschaffen hatte. Doch er dachte nicht an seine Arbeit und nicht an sich selbst, sondern er suchte zu begreifen, daß auch ohne geistige

Flamme in dem Gefäß erlosch, leise Saitenklänge zitterten durch die Luft, und aus dem Dunkel klangen die Worte:

„Bis zu des Mondes nächstem Wechsel sind dem Sterblichen drei Fragen an die Zukunft gewährt. Die Geister hatten der Fragen!“

„So mögen uns die Geister unser aller Schicksal künden!“ rief da Herr Gise von Steinau, der als der einzige der Versammlung in seiner Halbtrunkenheit nicht dem bellemmenden Eindruck der seltsamen Vorbereitungen unterlegen war.

„Es sei!“ antwortete die Stimme von vorn, während gleichzeitig ein kreisförmiger Lichtschein auf die Hinterwand des Saals fiel, in welchem zum allgemeinen Entsetzen ein Totengerippe sichtbar ward, das die Hippe über einem Gottesader schwang. Dumpfe Saitentöne begleiteten das unheimliche Bild, und die Geisterstimme rief:

„Wie allen Sterblichen hienieden,
So ist das Schicksal euch beschieden.“

„Dazu brauch' ich dich nicht, du Schelm — das kann ich selbst mir prophezeien!“ rief Herr Gise von Steinau ärgerlich, während die anderen ängstlich flüsternd die Köpfe zusammenstreckten. Da verblaßte das Bild, und eine grellgrüne Lichtflut erhellte den Hintergrund des Saales, in dessen Mitte der Zauberer mit erhobenem Stabe stand.

„Ihr habt, o edler Herr, die Frage nach euer aller Zukunft an die Geisterwelt gestellt — sie konnte keine andere Antwort geben. Zwei Fragen sind noch frei!“

Da richtete sich Albrecht von Ebersburg empor und rief Herrn Gise ärgerlich zu: „Kannst du denn deine Zunge niemals zügeln, du alter Weinschlauch? Um eine Frage hast du uns betrogen; jetzt rat' ich dir in gutem: bleibe stumm! Das Recht zu fragen steht zuerst mir zu!“ Und sich zu dem Fahrennden wendend, fuhr er fort: „Was sollen wir, die Ebersburger, hinfüro beginnen, um mächtig, angesehen und reich zu werden? Vermögen deine Geister dies zu künden?“

Die Gestalt des Gauklers verschwand wieder in tiefem Dunkel, die ferne Stimme rief: „Es sei!“ und wieder flimmerte der kreisrunde Lichtschein auf der Hinterwand. In verschwommenen Umrissen zeigte sich darin das Bild eines ehrwürdigen Greises mit langwallendem weißen Barte in ritterlicher Tracht, bei dessen Anblick Hermann von Ebersburg, der mittlere der drei Brüder, unwillkürlich die Worte ausstieß: „Herr Albrecht, unser Vater!“ — Mahnend hatte die Gestalt die Rechte erhoben, und dumpf klang es von der Wölbung des Saales herab:

„Wenn ihr mit edlem Sinn nach Gutem trachtet,
Die Tugend übt und niedres Tun verachtet —
Dann wird das höchste Glück auf Erden
In Zukunft euch beschieden werden!“

Die Gestalt verschwand, und in dem Lichtkreis erblickte man eine blühende Landschaft, in deren Mitte sich eine stolze, wimpelgeschmückte Feste — unverkennbar die Ebersburg — erhob. An den Ufern des Flusses, auf dem mehrere Fischer ihrem Verufe mit ihren Netzen nachgingen, weidete eine Herde Schafe, und auf dem nach der Burg führenden Wege war ein Zug festlich geschmückter Landleute zu erkennen, mit einem Brautpaar an der Spitze, das wohl nach der Burg kam, um die Glückwünsche der Lehensherren einzuholen. Beglückender Frieden lag über dem ganzen Bilde, das offenbar einen tiefen Eindruck auf die rauhen Kriegerleute, besonders auf die drei Ebersburger ausübte, denn wie gebannt ließen sie unverwandt die Blicke darauf ruhen, und fast schien es, als ob sich in den Mienen des Jüngsten etwas wie schmerzliche Wehmut ausdrückte.

Aurblaue Dämpfe wallten jetzt empor, unter welchen das friedliche Bild verschwand; von einer blauen Lichtflut umflossen, stand der Gaukler wieder mit erhobenem Stabe vor dem Dreifuß.

„Noch eine Frage steht Euch zu,“ sagte er langsam in klingen- dem Tone, „bevor das blaue Licht entschwindet, muß sie gestellt sein!“

Da drängte sich das junge Weib, das sich während den vorigen Vorgängen schweigend auf dem Plaze an der Wand verhalten hatte, plötzlich vor und rief, die Hände bittend erhebend:

„So ratet mir, was ich beginnen soll, auf daß des Herzens Frieden mir wiederkehre!“

Ein unwilliges Gemurmel erhob sich nach diesen Worten in dem Saale, und Herr Albrecht von Ebersburg rief grollend:

„Was sichts Euch an, Frau Schwägerin, daß Ihr es wagt, hier, wo nur Männer reden dürfen, Eure Stimme zu erheben? Schert Euch in Eure Kamenate!“

Und sein Bruder Hermann fügte hinzu:

„Es ziemt sich nicht, Frau Schwägerin, für Euch, hier in der Männer Kreise zu erscheinen. Und dreist ist es fürwahr von Euch, die Kunst des Zauberers mit lautem Wort zu stören.“

Heinrich von Ebersburg aber hatte sich von seinem Sitze erhoben und war mit finsterner Miene an die Seite des jungen

Weibes getreten, das ruhig in der Mitte des Saales stehengeblieben war, ohne das Schelten ihrer beiden Schwäger zu beachten.

„Waltrudis, was beginnest du?“ raunte er ihr in unheimlich verkündendem Tone zu. „Zum Hohn und Spott machst du mich vor den Gästen! Hinweg — hier ist kein Plaz für Weiber!“

Und mit festem Griff der Gattin Arm ergreifend, suchte er sie hinwegzuführen.

Waltrudis aber sträubte sich und stammelte flehend: „Erbarmen, Heinz! Laß mich die Antwort auf meine Frage erst vernehmen — dann such' ich wieder meine Einsamkeit!“

Einen Augenblick schien der Ritter zu schwanken, ob er die Bitte gewähren sollte, da rief sein Bruder Hermann ärgerlich:

„Ungültig ist die Frage deines Weibes — mir steht die dritte Frage zu!“

Da erlosch plötzlich das blaue Licht, und aus dem Dunkel erscholl die Stimme des Fahrennden:

„Die dritte Frage ward gestellt beim Schein der blauen Flamme. Auf sie nur hat die Welt der Geister Antwort — auf weitere Fragen nicht! Erst bei dem Licht des neuen Mondes kann —“

„So mögen deine Geister schweigen!“ unterbrach Hermann von Ebersburg den Sprecher. „Dat uns das Weib genarrt, so sollst du wenigstens ihr nicht zu Willen sein!“

„Es sei!“ klang es als Antwort zurück, und wieder erhoben sich, wie zu Beginn der Beschwörung, die seltsamen verschiedenartigen Töne, während einige Augenblicke eine glutrote Helle den Raum erfüllte und wieder erlosch.

(Fortsetzung folgt.)

Der neue Doktor.

Eine lustige Geschichte von Paul Blis. (Nachdruck verb.)

Feldberg, ein ruhiges, kleines Landstädtchen in der Mark, war eines Tages in regelrechtem Aufruhr. In das beschauliche Dasein der biedereren Deutschen fiel plötzlich die Bombe einer Neuigkeit, die geeignet war, die Ruhe sämtlicher Einwohner zu stören: Ein neuer Arzt beabsichtigte, sich im Städtchen niederzulassen.

Seit Menschengedenken war etwas derartiges nicht vorgekommen. Wozu auch so etwas? Alle Welt schlug die Hände zusammen. Ein Arzt war vollständig genug gewesen, und gottlob gab es wenig Kranke im Ort. Wozu nun also noch einen zweiten? Man stritt sich herum, was daraus werden sollte, und manches böse Wort über den „neuen Doktor“ wurde laut — noch dazu kam er aus Berlin, und man hatte ein geheimes Mißtrauen gegen alles, was aus der Hauptstadt kam.

Plötzlich aber änderte sich die Situation. Jemand jemand hatte der Frau Postmeisterin im geheimen anvertraut, daß der neue Doktor ein bildschöner, unverheirateter Mann sei, daß er ein immenses Vermögen besäße, bei der Garde gedient habe und in dem Rufe stände, ein kleiner Schwerendöter zu sein.

Das stimmte die gute Frau Postmeisterin nachdenklich. Sie hatte eine heiratsfähige Tochter, und deshalb beschloß sie, von nun an für den neuen Arzt Stimmung zu machen. Es geschah auch, und zwar so nachdrücklich, daß bereits in wenigen Tagen alles von dem neuen Ankömmling sprach; — es gab eben noch mehrere heiratsfähige Töchter mit hoffnungsvollen Müttern in dem Städtchen; — ganz im geheimen aber flüsterten sich die guten Deutschen zu: „Haben Sie denn schon gehört? Er soll ja ein arger Schwerendöter sein!“ Ein Kopfnicken dazu, ein Lächeln und Augenzwinkern, und dann trug man die interessante Neuigkeit weiter, bis jeder im Ort wußte, was für ein ausgemachter Lebemann und Schwerendöter der junge Arzt sein sollte.

Endlich war der heißersehnte Tag da, an dem der Neuling seinen Einzug hielt. Man steckte die Köpfe zusammen, sprach dies und das — der eine war enttäuscht, der andere begeistert, interessiert aber waren sie alle.

Doktor Fritz Schwallach war mit einem Schläge der Löwe des Tages. Als er dies wahrnahm, mußte er heimlich lächeln, er tat aber nichts dagegen, sondern spielte den harmlosen Menschen, der von alledem nichts sah und hörte. Er machte seine Besuche bei den Honoratioren und maßgebenden Leuten des Städtchens, wurde von allen Seiten mit offenen Armen empfangen und bekam so viel Einladungen, daß er gar nicht mehr zur Ausübung seiner zu erhoffenden Praxis hätte kommen können, wenn er alle diese Festlichkeiten hätte besuchen wollen.

Nur einer kam ihm ein wenig kühl entgegen: der alte Arzt. „Nun, lieber Herr Kollege,“ sagte der alte Herr, „Sie finden ja allerorten offene Arme hier, da kann es Ihnen bei dem guten Ruf, der Ihnen vorangegangen ist, doch nicht fehlen. Sie werden wohl Ihr Glück hier machen.“

Fritz verstand wohl die leise Ironie dieser Worte, aber er hütete sich, näher darauf einzugehen und empfahl sich bald darauf.

Das Glück blieb dem neuen Doktor hold. Bereits in der ersten Woche bekam er drei Patienten und wurde Hausarzt bei



Maschinengewehr auf einem französischen Flugzeug.

Postmeisters. In der zweiten Woche stellten sich plötzlich bei der Frau Steuersekretär Atembeschwerden wieder ein, natürlich mußte der neue Doktor kommen, der denn auch bald Abhilfe schaffte, und nach sechs Wochen war jeder darüber einig, daß der neue Arzt neben seinem gebiegenen Rücken und Wissen ein wirklich feiner Mann war, der niemals sich erlaubt hätte, derartige Grobheiten zu sagen, wie es der alte Arzt oft getan hatte.

Er war der Liebling des ganzen Städtchens geworden. Die Männer fanden ihn gesellschaftlich und am Stammtisch als einen Unterhalter ersten Ranges, dem der Ruf des kleinen Schwerenöters mit Recht vorangegangen war, und die Damen sahen in ihm nicht nur den sehr interessanten Mann, der so viel schon erlebt hatte, sondern auch den heiratsfähigen Mann, der alle guten Qualitäten eines Mustergatten hatte; denn bekanntlich werden diejenigen die besten Ehemänner, die ihre Jugend genossen haben — so kalkulierten sie.

Der alte Arzt hatte sich zurückgezogen, er grollte nicht, er lächelte nur, er kannte die Welt.



General Petrov. (Mit Text.)

wieder zwang, etwas aus seinem „interessanten Vorleben“ zu erzählen; anfangs hatte ihn das ja riesig amüsiert, und er hatte den guten Leuten am Stammtische derartig tolle Geschichten erzählt, daß man ihn nahezu mit Ehrfurcht ansah; als man aber immer mehr von ihm verlangte und er, um seinem nun einmal bestehenden Ruf nicht zu schaden, immer neue Abenteuer erfinden mußte, da wurde ihm die Sache schließlich zu fade und er beschloß, die Situation zu ändern — er dachte an eine Heirat.

Schwer fallen konnte ihm das doch gewiß nicht, er brauchte ja nur

zuzugreifen, es boten sich ihm ja allerorten Gelegenheiten dazu, aber er wollte auch sicher gehen, und deshalb wählte er sehr sorglich. Nach langem Suchen und genauem Erwägen fiel seine Wahl auf Fräulein Frida Bedmann, der einzigen Tochter des reichen Amtmanns. Sie war ein hübsches und kluges Mädchen, hatte aber, obgleich sie schon fünfundzwanzig Jahre zählte, noch keinen Freier gehabt, und zwar deshalb nicht, weil sie in dem Rufe stand, zu herrisch und rechthaberisch zu sein. Auch der Doktor hatte dies wohl gehört, aber es hielt ihn nicht ab, trotzdem um das hübsche und reiche Mädchen anzuhalten, denn er traute sich die Kraft zu, dieses wilde Mädchen zu zähmen; auch vertraute er seinem guten Ruf, der ihn ja als einen Frauenbändiger bekannt gemacht hatte.

Er hielt also um das schöne Mädchen an und bekam das Jawort von Tochter und Vater. Zufrieden lächelnd erzählte er die Neuigkeit am Stammtisch.

Zuerst gab es natürlich im Städtchen eine allgemeine Enttäuschung, denn jede Mutter hatte auf ihn als Freier gerechnet, endlich aber fand man sich mit der Tatsache ab und tröstete



General Bojadjew. (Mit Text.)

sich, da er doch nur eine Heirat konnte. — Nun war aber jedermann begierig, ob es dem neuen Doktor gelingen werde, sich das Recht im Hause zu wahren; obwohl man ihn für einen in jeder Beziehung erfahrenen Mann hielt, so zweifelte man doch an seiner Kraft und Fähigkeit, denn das Fräulein Braut galt eben als herrischfüchtig.

Aber auch hierin täuschte man sich wieder. Die Ehe war schließlich munterhaft. — Anfangs zwar hatte das Frauchen versucht, ihren Willen durchzusetzen, aber der Doktor hatte ihr dies gleich zu Anbeginn der jungen Ehe abgewöhnt, und zwar mit Liebe und Wiß, bis sie einfaß, daß er ihr wirklich überlegen war, und sich von der Zeit ab willenlos seinen Wünschen und Anordnungen fügte. Das trug natürlich dazu bei, das Ansehen und die Würde des Doktors in dem Städtchen noch zu mehren und ihm immer neue und gute Eigenschaften anzudichten, so daß sein Eintommen blühte und zunahm.

Eines Tages kam Besuch ins Haus des Arztes, und zwar



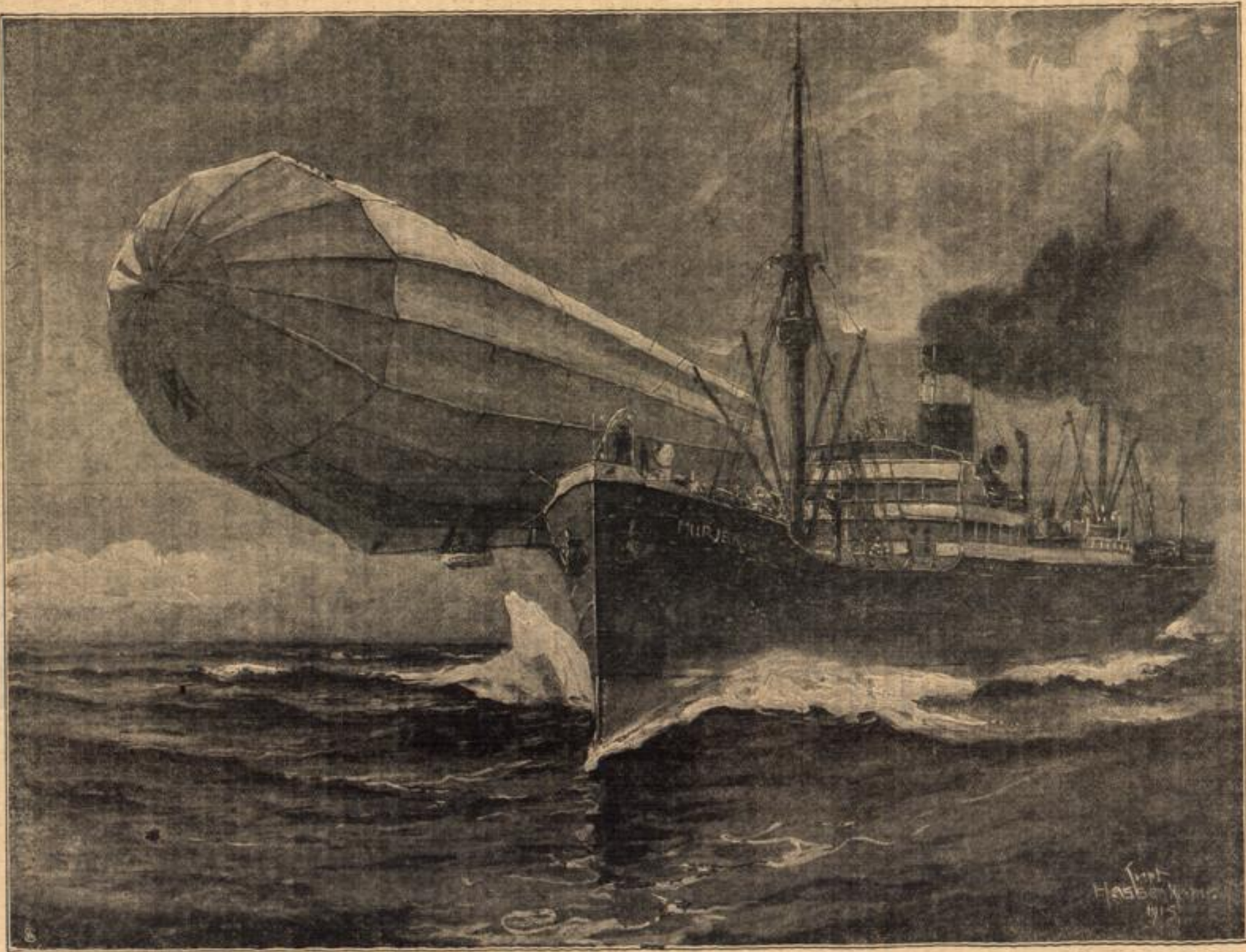
Das Geburtshaus des bulgarischen Heerführers General Bojadjew in Chrida.



Der Hafen von Piräus, woselbst Ententetruppen gelandet wurden.

ganz bleich, mangelnd. — Es war ein Jugendfreund des
 Doktors, ein lustiger, seltsam Mann in den besten Jahren. Als
 er nach einigen Stunden seiner Antunft mit der jungen Frau
 allein war, sprach er zu ihr: „Sind haben Sie mir nur, gnädige

geworben als das Gegenteil; als er hier ankam, ging ihm so
 bereits der Schweiß eines armen Schwermüders voraus.
 „Sind haben Sie mir nur, gnädige
 höret!)? Das ist einfach goldvoll! Wie ist er das gewesen, gnädige



Anhalten eines neutralen Dampfers durch einen deutschen Luftkrieger. Von H. Hassenkamp.

Frau, wie haben Sie es angestellt, daß aus unserem Grib so
 ein flotter Herr geworden ist?
 „Ganz einfach“, sagte Frau Frida: „Sie sprechen von meinem
 Mann? Ja, der war doch nie anders! Der ist hier eher folter-

Frau! Das gerade Gegenteil sogar war er! Einen Trauertisch
 nannten wir ihn stets!
 „Erwähne ich die junge Frau ihn an, sie begann das Spiel
 zu durchschauen, mit dem sie dann damals sich hier einsetzte

Unsere Bilder

Die Teufelskugel bei Austerlitz. Unter den vielen Sehenswürdigkeiten in der Umgebung Austerlitzs verdient auch die „Teufelskugel“ erwähnt zu werden. An das groteske Felsgebilde der „Teufelskugel“, die vom dritten Kaiserhof aus in einer halben Stunde zu erreichen ist, knüpft sich, wie schon der Name erraten läßt, eine alte Volksage. Vor alter Zeit hat der Teufel auf dieser Felskugel einmal gepredigt. Da er aber keine willigen Zuhörer fand, wollte er in seinem Grimm die Kanzel auf die Widerwärtigen schleudern, um sie zu zerstampfen. Gottes Hand hielt sie jedoch auf dem Felsen wunderbar auf, so daß niemand Schaden litt.

Bulgarische Führer im Weltkrieg: 1. General Petrow, früherer Minister des Aussen, der im Balkankrieg die Operationen an der albanischen Grenze leitete und jetzt Militärgouverneur der von den bulgarischen Truppen besetzten Gebiete ist. Während des ersten serbisch-bulgarischen Kriegs 1885 war er Generalstabschef. 2. General Kliment Bojadiew, einer der markantesten Heerführer unserer Verbündeten. Er ist Mazedonier, stammt aus Ochrida und hat die drei Serbenkriege 1885, 1912 und 1915 mitgemacht, in deren letztem er die erste Armee zum Siege führte. Der Pour le mérite und die beiden Eisernen Kreuze schmücken ihn.

Herero-Schaf. Der dunkle Erdteil weist in seinen Gebieten verschiedene heimische Hausschafe auf, die fast alle zu den „Fettschwänzen“ zählen. Das deutsche Schutzgebiet Damaraland wird von einem Stamm der Bantuneger, den Hereros, bewohnt, die uns durch die Kämpfe mit unserer Schutztruppe hinlänglich bekannt sind. Die Hereros sind gute Viehzüchter und ihr ganzes Sinnen und Trachten ist auf die Vermehrung ihrer Kinder- und Schafherden gerichtet. Da die Weidegründe nicht gewissenhaft abgesteckt sind und ein Ubertreten derselben wohl zu den Weidestreitigkeiten dieses misstrauischen Stammes gehörte, wurden dieserhalb oft erbitterte Kämpfe mit den Nachbarkämmen geführt. Wenigstens mag dies früher der Fall gewesen sein, unter dem Schutze der deutschen Regierung wird es wohl schwierig noch zu Grenzstreitigkeiten der Weidegänge kommen. Die Kämpfe haben auch auf die Herden dezimierend eingewirkt, nicht minder die Verheerungen durch die Dettessiege. Das Herero-Schaf ist hoch und feinknochig und hat einen zur Spitze auslaufenden Fettschwanz. Richtiger Kammkopf und Hängeohren, und die Böcke kurz gehöhrt. Das Fleisch ist kurz und grob, daher von geringem Wert. Dagegen geben die Muttertiere gute Milch und im allgemeinen wird das Fleisch, namentlich jüngerer Tiere, als schmackhaft bezeichnet. — Der ungeschmälerte Bestand der Herde ist dem Hereros das wichtigste und er kann sich schwer von einem Stück trennen, wenn nicht besondere Veranlassung vorliegt oder er gezwungen wird, an Stärkere und Mächtigere freiwillig oder unfreiwillig abzugeben; je nachdem die Umstände ihn dazu zwingen. J. B.



Beim Wort genommen.

„Also, liebe Frau, ich muß dich dringend bitten, künftig etwas mehr zu bedenken, was du tust! Es geht einfach nicht, daß du jeden Tag zum Schneider, zur Modistin oder zum Juwelier usw. läufst!“
„Ja, gewiß, lieber Herr, ich wollte dich deshalb schon bitten, ein Auto zu kaufen, damit ich hinfahren kann!“

Allerlei

Unerschütterlich. Junge Dame: „Ich sage Ihnen hiemit zum letzten Male, mein Herr, daß ich Ihren Antrag nicht annehme. Wollen Sie nun gutwillig den Rückweg antreten, oder soll ich meinen Vater rufen?“ — Junger Mann: „Zunächst, den Vater, daß er das Jawort gibt.“

Ein spanischer Gesandter am päpstlichen Hofe lebte sehr glänzend und mußte daher oft Schulden machen. Einst hatte er den Geburtstag seines Königs mit aller erfindlichen Pracht gefeiert, da las man am nächsten Morgen an seinem Palaste: „Der Herr Gesandte hat alles getan, was er zu tun schuldig war, und ist alles schuldig, was er getan hat.“

Wenzel Müller war einer der beliebtesten Komponisten aus der Mozartzeit. Er bekleidete das Amt eines Kapellmeisters am Leopoldstädter Theater in Wien und hat eine zahllose Menge von Singspielen, Opern und Possen geschrieben, die heute längst vergessen sind. Diese Werke entbehren jedes tieferen Gehaltes, waren aber bei der großen Menge beliebt und Wenzel Müller hielt sich daher auch für einen der bedeutendsten lebenden Komponisten. Er konnte es daher gar nicht begreifen, daß die Mozartischen Opern bald seinen Genius verbläßen ließen, und ärgerlich darüber, sagte er eines Tages: „Ich begreife gar nicht, daß man von diesem Mozart so viel hermachen kann. Mozart hat doch nicht mehr als sieben Opern geschrieben und ich habe über zweihundert davon komponiert.“ A. M.

Koch oder Köchin? Ludwig XV. von Frankreich war der Ansicht, daß eine Köchin nie das leisten könne, was ein Koch herzustellen vermöge. Er hatte diesen Satz der Madame Dubarry so oft wiederholt, daß diese den Versuch zu machen beschloß, den König durch die Tat eines anderen zu belehren. Sie ließ die geschickteste Köchin von ganz Frankreich erschaffen und unterrichtete sie dann genau über die Lieblingsgerichte des Königs

und seinen eigentümlichen Geschmack. Darauf veranstaltete sie ein Abendessen. Ludwig wurde von Gericht zu Gericht zufriedener, er erklärte ein jedes für vortrefflich und fragte, nachdem er noch die vorzüglichen kleinen Biskuits, die den Nachtisch beschloßen, gekostet hatte, nach dem Namen des neuen Kochs, den nach seiner Ansicht Madame Dubarry in ihre Dienste genommen. Triumphierend antwortete dieselbe, daß nicht ein Koch, nein, eine Köchin die glückliche Urheberin dieser unvergleichlichen Reihenfolge vollkommen gelungener Speisen gewesen sei, und nahm so dem König sein Vorurteil gegen die weiblichen Kochkünstler. Für ihre Köchin aber erbat sie, die gute Laune Ludwigs benutzend, eine hohe Auszeichnung. D.

Gemeinnütziges

Zum Kasten des Landes muß beizeiten der Kall angefahren werden, damit er bis zur Vornahme dieser Arbeit zerfallen ist. Zu diesem Zwecke setzt man ihn auf Häufen und deckt ihn mit Mist oder Erde ab.

Den Vorkantler suchen viele nur an abgestorbenen Rindenteilen; man sollte aber häufiger seine Obstbaumstämme untersuchen. Finden wir kleine schrotähnliche Löcher, so können wir sicher auf Befall schließen. Man suche mit Draht die in den Löchern sitzenden Schädlinge zu töten. Küchlich ist auch ein starker Karbolneumantisch.

Die im Herbst aufgegangenen Kerpelrüben bedürfen keiner Fürsorge für den Winter. Sie sind vollkommen winterhart. Die Wurzeln, die den Winter am besten überstanden haben, bleiben stehen, die weniger glänzig stehenden aber werden im Frühjahr entfernt, wenn man die Gewächse durch Ausziehen verdünnen muß.

In heiße Emaillöpfe darf niemals kaltes Wasser gegossen werden, weil sonst die Emaillöcher springt.

Wird den Tabakfeldern zu viel Stickstoff zugeführt, dann verzögert sich die Zapfenreife. Durch Phosphorsäure- und Kalldüngung wird dagegen eine Verzögerung der Vegetationsperiode herbeigeführt.

Edle Kanarienvögel erhalten als Futter nur den besten Sommeräpfeln, dazu eine kleine Gabe Biskuit oder Eifutter. Jungen Kanarien muß das Eifutter täglich zweimal frisch bereitet werden. Dazu wird ein Hühnerrei genommen und 10 Minuten gekocht. Das Ei wird in der Mitte durchgeschnitten und mit der Schale, also Gelbes und Weißes, gereicht. Die Vögel picken die Schale aus. Natürlich reicht ein Hühnerrei für mehrere Vögel.

Auflösung.

A	P	R	I	L
H	A	R	F	E
A	R	R	A	K
A	S	O	L	O

Homonym.

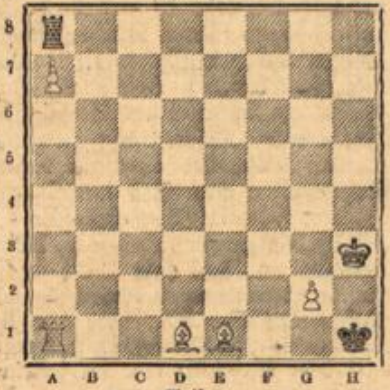
Ich komme dir in jedem Strome,
Doch nie im Flusse zu Gesicht.
Du hörst mich im hohen Dome,
In einer Kirche aber nicht.
Gellungen muß ich in dem Chöre,
Und dennoch kennt kein Sänger mich.
Es zeigt mich jederzeit die Pöbre,
Auch deinem Chre fehlt ich nicht.
Julius Fald.

Rätsel.

Als Kleidungsstück ist das Wort bekannt,
Kopfschloß hält's der Spieler gern in der Hand.
Fritz Guggenberger.

Problem Nr. 164.

Von O. Weiser, Bietigheim.
Schwarz.



Weiße.

Matt in 2 Zügen.

Auflösung folgt in nächster Nummer.

Schachlösungen:

- Nr. 162.
1) Dh2g1 droht 2. Da1 u. 2. Dg7 matt.
1) ... Sg2 Sd1, Sf52 Da1, Dg7, Sg4 matt.
1) ... Kf6, Sd5 2. Sd7 matt.
(NB. 1) ... Kd4 2. Da1 matt.)
Nr. 163.
1) Db5-b1. Zugzwang.
1) ... ed, e5, fe, Lb7, Le6, 2. Sge7, Sge7, Dh1, Db7; e4 matt.
(NB. 1) ... e6 2. Lf3; matt.
1) ... Ke6 2. Sge7; matt.)

Wichtige Lösungen:

- Nr. 148. Von Landw. J. Bauer i. J.
Nr. 150. Von D. Brandt in Duden.
Nr. 153. Von Lehrer F. Schafst in Wien-Möllinghausen. Nr. 154. Derselbe. Nr. 155. Derselbe. R. Kuchlich in Tromsdorf (Thüringen). Nr. 160. Von Kanoniker A. Matthes in Frankfurt a. M.

Auflösung des Bilderrätsels in voriger Nummer:

„In einer eine Memme, list er stess in der Memme.“

Alle Rechte vorbehalten.